"Wippwapp" [Fortsetzung]

Autor(en): **Franck, Hans**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 41

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-645717

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 41 - 24. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 13. Oktober 1934

Schmerz. Von Helmut Schilling.

Die Fluren haben ihre Schollen aufgetan und atmen schwer.
Ob ihrem weiten Rund verflog das Jahr und nahm des Segens
Reifgewordne Ernte mit sich fort. Das Feld ist müd und leer
Und trinkt die letzte Gabe eines späten, langen Regens.

In müdem Fall und ohne Ende senkt er sich aufs dunkle Land,
Wie Blütenblätter stille auf die neuen Gräber sinken. —
Bleiern schliesst er um die schwarze, kalte Erde ein Gewand,
Auf dem die nassen Schollen wesenlos und matt erblinken.

Schmerz einigt sich mit Schmerz. Der tiefgebeugte Himmel sendet lang
Den Fall der grauen Regenschleier auf die Äcker nieder.
Tropfen über Tropfen zischt und sickert ein, und ein Gesang
Unendlich wehen Einsamseins klagt aus der Erde wieder.

„Wippwapp". Roman von Hans Franck. Copyright by Albert Langen-Georg Müller, München. 15

XII.

Obwohl Gust für die Allgemeinheit selbstverständlich ohne jedes Entgelt tätig war, vermehrte sich sein Einkommen ständig.

Der Käufer seines Hauses, der das während zweieinhalb Jahrzehnte hochgebrachte Geschäft heruntergewirtschaftet hatte, stellte freilich die Zahlungen ein, und es war Gust, der Kriegszeit wegen, nicht möglich, sein gutes Recht gegen ihn geltend zu machen. Aber das nannte er ein Opfer, welches Tausende, Hunderttausende dem Vaterland bringen mußten. Ihn traf es obendrein nicht schwer. Ihn traf es im Grunde überhaupt nicht. Denn der Zinsfuß seines eigentlichen, seines unversehrt gebliebenen großen Kapitals erhöhte sich nach und nach von vier auf fünf vom Hundert und glich den Ausfall nicht nur wieder aus, sondern machte den ehemaligen Schuhmachermeister zu einem noch reichern Mann als bisher.

Für die Zeichnung zu der ersten deutschen Kriegsanleihe mußte Gust Hypotheken kündigen. Bei den spätern Kriegsanleihen war das nicht mehr nötig.

Seine Gläubiger sprachen vielmehr die Kündigung aus. Sie brachten ihm das geliehene Geld ins Haus. Sie drängten es ihm geradezu auf. Sogar arme Schlucker, denen im Frieden das Zusammenkratzen der paar Mark Zinsen manchesmal schlaflose Nächte gekostet hatte, waren imstande, ihm sein Kapital bis auf den letzten Pfennig zurückzuzahlen.

Wo war unter den kriegführenden Nationen ein Staat, der den ungeheuern wirtschaftlichen Anforderungen des Weltkampfes in gleicher Weise aus eigner Kraft gewachsen war wie Deutschland? Die Freude Gusts kannte keine Grenzen.

Er freute sich, daß er im Laufe der Jahre sein ganzes Besitztum, seine hunderttausend Mark, bis zum letzten Pfennig auf den Altar des Vaterlandes legen konnte. Er freute sich, daß mit dem höheren Zinsfuß sein Einkommen bei jeder neuen Kriegsanleihe wuchs. Er freute sich, daß es selbst Leuten, welche früher die Groschen vor dem Fortgeben umdrehen mußten, möglich war, die Markstücke, die Fünfmarkscheine ohne viel Besinnen auszugeben. Er freute sich, daß der Wohlstand der unteren Volksschichten sich in unglaublicher Schnelligkeit hob. Wenn es mit der Aufwärtsentwicklung des Vaterlandes in gleicher Weise weiterging wie bisher während des Krieges, dann gab es bald keine Arme

mehr in der Stadt. Weil selbst Leute, die früher einen Hundertmarkschein nur vom Hörensagen kannten, mehrere davon besitzen würden.

Schließlich aber vermochte Rikelchen nicht mehr, sich zum Schweigen zu zwingen.

Als Gust wieder einmal mit Sätzen, die sich vor Stolz überschlugen, die unvergleichliche und undurchdringbare goldene Kriegsrüstung Deutschlands rühmte, wies sie darauf hin, daß zwar mehr Geld im Lande sei als vor dem Kriege, aber auch sehr viel weniger Ware. Daß man für das Allermeiste das Doppelte, das Dreifache bezahlen müsse wie im Frieden. Daß man manches nicht mehr bekommen könne, auch wenn man das Hundertfache des früheren Preises dafür biete.

Uebergangserscheinungen: erklärte Gust.

Aber man müsse doch essen! Selbstverständlich nicht viel und gut wie im Frieden; immerhin so, daß man satt werde. Man müsse sich doch kleiden! Wenn auch nicht verschwenderisch und wählerisch wie vor dem Krieg; immerhin so, daß man nicht friere und zum Gespött der Leute auf der Straße werde.

Könne man. Geld sei genug im Lande.

Gutes Geld, Gust?

Da, auf dem Schein in seiner Hand, stehe mit unmißverständlichen Zahlen und Buchstaben gedruckt: Hundert Mark.

Ein goldenes Zwanzigmarkstück würde ihr lieber sein als der papierene Hundertmarkschein.

„Ich habe schon viel Gedrucktes gelesen, das nicht wahr gewesen ist", wandte Rikelchen ein.

Der Krieg ging weiter.

Und die Entfremdung zwischen Gust und Rikelchen wurde von Monat zu Monat, wurde schließlich von Woche zu Woche größer.

Es war nun so, daß zwei Menschen, die sich geliebt hatten, die sich noch liebten, aber den Weg bis zum Offenbarwerden ihrer Liebe immer wieder verschüttet fanden, daß diese beiden Menschen sich zwar an denselben Tisch zum Essen setzten, im selben Zimmer die Stunden der Ruhe verbrachten, Bett an Bett sich jeden Abend schlafen legten, aber weniger miteinander sprachen als zwei Fremde, die für kurze Zeit auf denselben Gasthaustisch angewiesen sind. Denn das, worüber Gust und Rikelchen zu sprechen hatten, worüber zu sprechen lohnte — den Krieg und das Schicksal Jupps —, durfte sie mit Worten nicht berühren, ohne Gefahr zu laufen, daß es zu einer erregten Auseinandersetzung kam. Das aber, worüber sie sprechen konnten und auch, wenn das Schweigen gar zu quälend wurde, sprachen, war der Worte nicht wert, die sie daran setzten.

So lag über dem Leben Gusts und Rikelchen das Schweigen schwer und lastend wie die Schwüle eines gewitterschwangeren Augusttages. Immer wieder grollte es dumpf und drohend in der Ferne. Aber niemals kam es zu einer befreienden Entladung.

Es gab Tage, gab Wochen, wo Rikelchen das lastende Schweigen als eine Fügung des Schicksals hinnahm, wo sie im Herzen dankbar war, daß es nicht zu der großen, alles bedrohenden, entscheidenden Aussprache kam.

Aber es gab immer wieder auch Stunden, in denen sie sich danach sehnte, daß endlich das Wetter ausbrach.

In Frankreich wurden bereits alle Vorbereitungen für den letzten großen Angriff getroffen, durch den der Erstarrung der Westfront ein Ende gemacht werden sollte. Im Osten lagen die Feinde schon am Boden. Rußland — erledigt, Rumänien — erledigt.

Rikelchen versuchte noch einige Male, wenn auch immer schüchterner und hoffnungsloser, Gust zu befragen: Wie aber, wenn Deutschland nicht siegt? Sie ließ es sich, obwohl der Glaubensberauschte ihr dieses Wort bei Androhung der sofortigen Verlassung der Wohnung durch ihn verboten hatte, nicht nehmen, dann und wann ihn anzurufen: „Und wenn meine Ahnung, daß wir Jupp nicht wiedersehen, recht behält?"

Gust hörte den Zweifel, hörte die Sorge Rikelchens nicht mehr. Gust hörte nur noch sich.

Und nicht Rikelchen, sondern sich selber, gab er Antwort, immer häufiger, immer lauter, immer anmaßlicher: „Jupp kann nicht verwundet werden! So wenig wie die Sonne bei Nacht, der Mond über Tag scheinen kann.

„Wenn aber doch —?" wagte Rikelchen zu fragen.

„Halt den Mund!" schrie Gust und verließ, gepeitscht vom Aerger über die unbegreifliche Torheit und die unbeugsame Verstocktheit seiner kriegverwirrten Frau, das Haus.

Rikelchen setzte sich ans Fenster und sah dem Davonstürmenden nach, bis er hinter dem Tränenvorhang ihrer Augen verschwand.

XIII.

Im Juni 1918 traf die Nachricht ein, daß der Hauptmann Josef Micheelsen an der Westfront den Heldentod fürs Vaterland gestorben sei. Ein Kopfschuß hätte ihn bei dem Beginn der großen erfolgreichen Offensive an der Spitze seiner Kompagnie niedergestreckt. Nicht einmal zu einem Schmerzruf, geschweige denn zu einem letzten Wort an Vater und Mutter, hätte der Tod ihm Zeit gelassen. Ehre seinem Andenken! Der Besten einer sei mit diesem tapfern, ungewöhnlich gutherzigen Offizier dahingegangen, den seine Leute wie einen befreundeten, erwählten Führer verehrt hätten.

Als Gust die dienstliche Mitteilung von dem Tod Jupps auf seinem Bureau im Rathaus gelesen hatte, sank er um wie ein Baum, dessen Pfahlwurzel durchschlagen ist.

Man trug den Bürgerworthalter mit dem städtischen, von ihm selber erst vor kurzem im allgemeinen Interesse beschafften Krankenkorb über den Markt, die Hohe Straße entlang zur Ackerstraße.

Der Arzt war noch vor den Trägern bei Rikelchen eingetroffen. In der irrigen Annahme, daß sie um das doppelte Unglück bereits wisse, sprach er nicht nur von Gusts Erkrankung, sondern unvermittelt auch von Jupps Tod.

„Gust!" schrie Rikelchen auf; sank aber nicht zusammen, sondern traf umsichtig alle Vorbereitungen für den Empfang des Kranken.

Der Arzt stellte einen Schlaganfall fest. Er gab jedoch das Leben des erst Sechsundsechzigjährigen nicht verloren.

Rikelchen klagte nicht. Sie sorgte für Gust. Rikelchen schrie nicht: „Jupp!" Sie hatte tausendfach in schlaflosen Nächten seinen Tod durchlitten, so daß sie nun Bekanntem,

daß sie fast Ausgelebtem gegenüberstand. Rikelchen weinte nicht. Sie hatte seit Jahr und Tag, wenn sie allein war — und wann war sie nicht allein? — so viele Tränen vergossen, daß ihre Augen nun leer waren und nur noch in den Minuten der allerschlimmsten Verlassenheit sich feuchteten. Rikelchen dachte, fühlte, sagte, flehte nicht: „Jupp"! Dieses Leid ihres Lebens hatte mit der Bestätigung „Gefallen!" seinen Abschluß gefunden. Rikelchen lebte nur noch für eins: Gust darf nicht sterben! Dann war alles gut. Nein: nicht gut. Aber es war doch so, daß sie weiterleben konnte. Gust muß bei mir bleiben. Wenn auch hilflos wie ein Kind. Wenn auch gelähmt wie ein Krüppel. Gust darf nicht sterben!



Gemsenrudel im Wildschutzgebiet des Kientals. Phot. Fähndrich, Wildhüter.

Seltsam, diese Frau, welche in den letzten Jahren, wo es ihr nach Anschauung der Menschen und der oft wiederholten Versicherung ihres Mannes gut ging, mehr und mehr in sich zusammensank, das Blut aus ihrem Gesicht verlor, um den Glanz ihrer Augen kam, das Lachen verlernte, nun, im Leid, richtete sie sich wieder auf. Der Eifer des Helfens rötete ihre Backen. Der Wille zu dienen ließ ihre Augen aufleuchten. Das Bestreben, dem Kranken Gutes zu tun, wann und wie sie konnte, gab ihr Kraft, nicht: zum Lachen, aber doch: zum Lächeln zurück.

Unermüdlich, unverdrossen betreute Rikelchen ihren Gust und fand mit der neuen, ihren ganzen Tag und einen nicht unbeträchtlichen Teil der Nacht füllenden Lebensaufgabe die Pforte zu jenem Garten wieder, aus dem sie sich für immer vertrieben wähnte, zur Gemeinsamkeit mit dem geliebten Mann, zum Paradies ihres ehelichen Glückes.

Auch in ihrem Kampf, anfangs mit dem Tod, dann mit der Krankheit, war Rikelchen schließlich das Obsiegen beschieden.

Gust genas.

Er wurde durch Rikelchens Hilfe zum zweiten Male im Leben seiner Glieder Herr. Er lernte durch Rikelchens Beistand das Sprechen von neuem.

Bis auf ein Wort: den Namen seines Jungen.

Keiner der beiden Ehegatten sagte jemals „Jupp". Rikelchen nicht, weil sie überwunden hatte. Gust nicht, weil ihm die Kraft zur Ueberwindung fehlte.

Es war, als ob Gust und Rikelchen nie ein Kind gehabt hätten.

Aber die Niederlage Deutschlands kam, der Zusammenbruch, die Revolution.

Gust begriff nicht.

Deutschland besiegt? fragte er immer wieder. Ging denn die Sonne noch jeden Morgen auf? Gust klagte an. Mit immer größerer Heftigkeit richteten sich seine Worte gegen die Menschen, nicht nur wie bisher gegen die Böswilligkeit der Feinde, sondern auch gegen die Schwäche und Verhetztheit des eignen Volkes, gegen das blindwaltende Schicksal.

Das Regiment in der Stadt führte nach der Revolution monatelang Schweikert als Volksbeauftragter.

War es Scheu, die Schweikert hinderte, von dem Amtszimmer des Bürgermeisters oder von einem der Senatorenzimmer aus die Stadt zu regieren? Wollte er weithin sichtbar seine Volksmäßigkeit betonen? Tat es ihm wohl, an die Stelle seines gestürzten Meisters zu treten? Er ließ sich jedenfalls in dem Arbeitszimmer des Bürgerworthalters August Micheelsen nieder.

Anfang Dezember, nach einem halben Jahr, fühlte Gust sich so weit genesen, daß er daran denken konnte, seine frühern Amtsgeschäfte wieder aufzunehmen. Die Beine, die Arme, die Finger, die Worte gehorchten ihm wieder. Nur mit den Gedanken konnte er manches Mal nicht so schnell zurechtkommen, wie er wollte. Mußte er eben mehr Zeit daran setzen als früher. Jedenfalls lag nun kein Grund mehr vor zu faulenzen und der Stadt in schwerster Zeit seine Arbeitskraft vorzuenthalten.

Als Gust an einem Dezembermorgen Rikelchen erklärte:

„Von heute an gehe ich wieder auf mein Bureau ins Rathaus!“ erschrak sie bis in das Allerinnerste ihres Herzens.

Sie hatte ihrem Mann, im Hinblick auf seine Krankheit, nur mit wenigen verhüllenden Worten von dem Umschwung in der Stadt erzählt.

Bei der Ankündigung: „Aufs Rathaus!“ sah Rikelchen zu ihrem Schrecken, daß nun in Minuten alles das, was sie monatelang zurückgehalten hatte, auf Gust eindringen werde. Da es also einen Ausweg nicht mehr gab, faßte sie sich ein Herz und erzählte ihm, was geschehen war. Gust hörte wider alle Erwartung ruhig zu, nahm, was Rikelchen erzählte, als Bestätigung seiner Bitterkeit hin und erklärte: Also sei es für ihn doppelt nötig, aufs Rathaus zurückzukehren und endlich Ordnung zu schaffen.

„Aber er sitzt doch in deinem Zimmer!“ rief Rikelchen. „Hast du es überhört?“

„Wer sitzt in meinem Zimmer?“ wollte Gust wissen

„Schweikert!“

„Ja.“

„In wessen Auftrag?“

„Das weiß ich nicht.“

„Aber ich weiß es! In niemands Auftrag. Ich kenne meine Pflicht.“

„Wohin willst du?“ zitterte Rikelchen.

„Muß ich es wirklich noch einmal sagen?“ empörte Gust sich. Aufs Rathaus. Wohin sonst?“

„Und dort?“

„Meine Amtsgeschäfte aufnehmen.“

„Schweikert hat dein Zimmer im Besitz.“

„Ich werde ihn auffordern, es zu verlassen.“

„Wenn er nicht geht?“

„Ihn hinauswerfen.“

„Er ist stärker als du. Vergiß es nicht, Gust: Du warst krank. Ein halbes Jahr lang krank.“

„Hinauswerfen lassen.“

„Keiner wird dir mehr wie früher gehorchen.“

„Nun gerade!“ antwortete Gust.

Gestützt von seinem schweren Eichenstock, verließ der Rentier und Bürgerworthalter August Micheelsen seine Wohnung und ging langsamen Schrittes zum ersten Male jenen Weg rückwärts, den man ihn vor einem halben Jahr im Krankenkorb getragen hatte, die Ackerstraße hinauf, die Hohe Straße entlang, an seinem ehemaligen, nun längst eingegangenen Geschäft vorbei, über den Markt, die Rathaustreppe empor, quer durch den Rathaussaal in „sein“ Bureau.

Gust hatte in die Mitte des Zimmers gehen, dort nahe beim Schreibtisch Aufstellung nehmen, mit seinem Stock zur Tür zeigen und kein Wort sagen wollen, höchstens ein gebieterisch unwiderstehliches „Raus!“. Als er jedoch seinen frühern Untergebenen, wie wenn es seit vielen Jahren so gewesen sei und immer so bleiben werde, auf seinem Platz sitzen sah, blieb er an der Tür stehen. Hochgereckt, aber so sehr in allen Fasern bebend, daß er seinen Eichenstock fest umkrampfen mußte, wenn er nicht auf den Stuhl für Bittende, der zu seiner Rechten stand, niedersinken wollte.

„Was wünschen Sie?“ fragte Schweikert.

Gust, der in diesem Zimmer bisher nicht gefragt worden war, sondern nur gefragt hatte, gedachte nicht zu antworten. Er sagte aber doch: „Meine städtischen Verpflichtungen wieder erfüllen.“

„Sie haben keine städtischen Amtsverpflichtungen mehr!“ erklärte Schweikert seinem ehemaligen Meister.

(Fortsetzung folgt.)

Bauernwinkel.

Von Siegfried Schmid. (Nachdruck verboten!)

Die großen Wanderwege haben ihre festgelegten Ziele. Man weiß da von vorneherein aus Baedecker und anderen Reisehandbüchern, welche Berge und Höhenzüge ihre Trasse zur Rechten und Linken begleiten, kennt besonders gerühmte Aussichtspunkte und Aufstiege. Man ist ferner genau über Hotels mit und ohne Warmwasser unterrichtet (die Preise bleiben immer noch eine eigene Ueberraschung) und sieht seinen Namen in illustrer Gesellschaft in der offiziellen Kurliste prangen. Das erscheint den Erholungsreisenden, die es sich leisten können, so selbstverständlich und vor allem so bequem, daß sie gar nicht daran dächten, aus dem üblichen vorgeschriebenen Programm herauszufallen, und sich gehorsam den Prospekten und überlieferten Reisedogmen zu überantworten.

Wie anders sieht die Welt und ihre Werte der Wanderer, der abseits von der breiten Reisestraße seine eigenen Wege zieht. Sie beginnen dort, wo die ledergebundenen Handbücher versagen. Da sie nirgends vermerkt erscheinen, muß man sie zu suchen verstehen. Und sie enttäuschen nie in der unvermittelten Art des Erlebnisses, das sie uns schenken. Ihre vornehmste Gabe ist die Freude am Entdecken der vielen kleinen Dinge, die anscheinend wertlos und ungewollt die Landschaft und ihre Dörflichkeit beihalten.

Scheinbar wertlos! — Denn sie haben keine große Geschichte, wie das monumentale Bauwerk eines jahrhundertealten Domes oder das Gemäuer einer düsteren talhohen Burg, aber es ist ihnen eine entzückende Anmut zu zeigen, ein Liebreiz, der natürlich und frisch von ihnen ausgeht.

Das beschauliche Wandern hat gute Begleiter zur Seite: ein frischer, eisklarer Bach musiziert jede Müdigkeit fort, kleine Holzbrücken schlagen die hellen Glieder über seine Wellen. Dann öffnet sich unvermutet ein Blick und zeigt eine Dorfkulisse, als wäre sie gut zum Willkomm und Gruß aufgebaut worden. Mit den ersten Hütten beginnt die Schau der Motive. Ein Holzgatter knarrt zu, und der Zauber der Geborgenheit ist mit einem Mal fühlbar geworden. Diese erste Hütte eines Dorfes, deren Fenster mit wehenden Geranien und Nelken grüßen oder deren schwacher gelber Lampenschimmer einen Streifen in die Nacht wirft, läßt schon manchen verborgenen Winkel ahnen. Im ungefügen Holzbrunnen schwatzt eigensinnig das gefangene Wasser. Aus den holperigen Steinen wuchert Brunnenkresse und Löwenmaul. Am Brunnenrand lehnt vergessen ein übervolles Holzschaff. Die noch vor kurzem darin geschwemmte Wäsche winkt, eine weiße Flaggengala, vor dem Geländer des Hauses. Noch warm vom Druck einer schwieligen Bauernhand, stehen die Handgriffe eines Karrengerätes vor der halbgeöffneten Flurtüre. Geduldig, wie ein treues, williges Tier, scheint es auf Arbeit zu warten. Aber ringsum ist niemand zu sehen. Der Feierabend liegt über dem Dorf, durch nichts gestört, von keinem fremden Laut durchdrungen. Er lagert förmlich über der Geschirrbank, die sich an der Hauswand unter dem Stallfenster ängstlich anschmiegt. Ihre Linienführung ist nicht einwandfrei zu nennen. Sie führt wellig auf und nieder, sinkt unter einem schweren Trog ein, um in jähem Ruck, sich besinnend, sich höher zu stellen. Stumme Zeugen des Fleißes, den der Tag erforderte, schauen uns da ent-